

„Die Jeckes“: Ein Klischee und Faszinosum neu verhandelt Plädoyer für ein vielfarbiges Mosaik

Anja Siegemund

Es gibt keinen idealen Prototyp des Mitteleuropäers, es gibt eine Unmenge von Varianten, jeder ist ein Individuum mit seinen Neigungen, Abneigungen, Qualitäten und Schwächen; die Umgebung, in der er lebte, hat ihn geformt, aber alle sind Individuen mit verschiedenen Idiosynkrasien.¹

Shlomo Erel, selbst aus Breslau ins damalige Palästina der Mandatszeit eingewandert, entgegnete mit diesen Worten den weit verbreiteten stereotypen Vorstellungen von den deutschen und zentraleuropäischen Juden. Fasst man diese Klischees, freilich simplifizierend, zusammen, so gehörten die Migranten im Palästina der Mandatszeit und später in Israel vor allem zur ökonomisch besser gestellten Mittelschicht, waren in mittlerem Alter und keine Zionisten, lernten so gut wie kein Hebräisch, kommunizierten vor allem in ihrem abgeschlossenen Milieu auf Deutsch, hatten größte Schwierigkeiten damit, sich kulturell und mental ‚einzugliedern‘ und lebten stattdessen weiter ihren bürgerlichen Habitus, ja frönten ihm und benutzten ihn zur Abgrenzung, kannten Disziplin und Ordnung, aber keine Flexibilität – und sehnten sich ins Berlin und Wien vor der Verfolgung und zum ‚deutschen Wald‘, der deutschen Kultur zurück, betrachteten die hebräische Kultur mit Geringschätzung. Wohl bis zu 90.000 deutsche, österreichische und tschechische Juden aus dem deutschen Sprach- und Kulturraum kamen zwischen 1933 und 1945 mit der sogenannten Fünften Alija ins Land.² Diese wurden und werden bis heute oft als ‚Jeckes‘

1 Shlomo Erel: *Neue Wurzeln. 50 Jahre Immigration deutschsprachiger Juden in Israel*. Gerlingen: Bleicher 1983, S. 21.

2 Diese machten etwa ein Drittel der Gesamteinwanderung aus. Dabei schwanken die Zahlenangaben, denn nicht immer wurden alle Einwanderer berücksichtigt, einschließlich der im Lande gebliebenen Touristen, derjenigen, die ‚illegal‘ ohne Visum einreisten, jener, die auf dem Landweg kamen und nicht registriert wurden sowie jener, die keine deutsche, österreichische oder tschechische Staatsbürgerschaft hatten und aus anderen Ländern kamen, aber trotzdem zu den Zentraleuropäern zu zählen sind. Am zuverlässigsten scheint die Schätzung von Yoav Gelber, der

bezeichnet. Das oben skizzierte Konglomerat an Klischees macht den Begriff zu einem in vieler Hinsicht aufgeladenen. Für seine Herkunft gibt es weder eine einzelne gültige noch eine überzeugende Erklärung, in freundlicher Absicht wurde er jedoch in den 1930er und 1940er seitens der Mehrheit des Jischuw, der jüdischen Gemeinschaft im vorstaatlichen Israel, kaum gebraucht, er besaß zumeist abfälligem Beigeschmack.³ Parallel kursierten schon in den 1930er Jahren spöttische, aber auch komische Witze über die ‚Jeckes‘. Freilich gab es im Palästina der Mandatszeit und in Israel⁴ auch für andere Migrantengruppen spezifische Begriffe, so etwa für die Juden aus orientalischen Ländern, und ebenso stereotype – negative oder spöttische – Zuschreibungen dafür, was besonders galizianisch, marrokanisch oder rumänisch sei, oder auch, was eine ‚polnische Mutter‘ ausmachte. Die Einwandergruppen, mit denen im Gegensatz dazu nur Positiva verbunden wurden, waren im Sinne des Zionismus nicht durch ethnische Herkunft, sondern durch ihr zionistisches Tun charakterisiert: die Pioniere des Kibbutz, die legendäre zweite Einwanderungswelle der Jahre 1904 bis 1914, die die zionistischen Führungspersönlichkeiten hervorbrachte. Klischees über einzelne Ethnien sind auch im heutigen Israel präsent, allerdings mit weniger Strenge; die großen Gefechte sind ausgefochten. Im heutigen israelischen Sprachgebrauch bezeichnet ‚Jeckisch-Sein‘ auch Attribute, die den Migranten aus Deutschland und Zentraleuropa zugeschrieben wurden: vor allem Sekundärtugenden wie Höflichkeit, Pünktlichkeit und Ordnungssinn, Disziplin und Strebsamkeit. So ist im Laufe der Jahre aus ‚Jeckes‘ eine Bezeichnung geworden, die manchmal ein Stück Spott in sich trägt, aber eher neckisch gemeint ist, manchmal sogar in würdigem Sinne gebraucht wird. Mit dem zunehmenden Selbstbewusstsein der Jeckes schon seit den 1960er Jahren, dem Prozess ihrer Anerkennung durch die Gesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten, gebrauchen diese selbst den Terminus oft selbstironisch und zuweilen liebevoll, mit einem lächelnden Augenzwinkern.

82.342 Einwanderer anhand der Statistiken nachweisen kann und aus oben genannten Gründen auf 90.000 aufrundet (Yoav Gelber: 1948–1933 מולדת חדשה. עליית יהודי מרכז אירופה וקליטתם, Jerusalem: Leo Baeck Institute Jerusalem / Yad Yitzchak Ben Zwi 1990, S. 63–64). In älteren Arbeiten werden niedrigere Zahlen genannt, siehe Eva Beling: *Die gesellschaftliche Eingliederung der deutschen Einwanderer in Israel*. Frankfurt am Main: EVA 1967, S. 32, 263–264; Ludwig Pinner: Die Bedeutung der Einwanderung aus Deutschland für das jüdische Palästina. In: Ders. / Werner Feilchenfeld / Dolf Michaelis (Hrsg.): *Haavara-Transfer nach Palästina und Einwanderung deutscher Juden 1933–1939*. Tübingen: Mohr Siebeck 1972, S. 89–90. Hier und ebensowenig bei Gelber sind längst nicht alle Zentraleuropäer erfasst, die sich zum deutschen Kulturkreis zählten, wie etwa manche Einwanderer aus Rumänien und Ungarn. Siehe auch die Angabe in *Government Yearbook Israel, Jerusalem* 5712 (1951), S. 365, die für die Jahre von 1918 bis 1948 aus Deutschland 52.951, aus Österreich 7.748 und aus der Tschechoslowakei 16.794 Einwanderer ausmacht und damit auf eine Gesamtzahl von 77.493 kommt.

3 Siehe die diversen Worterklärungen bei Erel: *Neue Wurzeln*, S. 19–20.

4 Wenn hier von ‚Palästina‘ die Rede ist, so ist durchgängig das bis 1948 bestehende und offiziell als solches bezeichnete britische Mandatsgebiet gemeint.

Auch wenn nun weniger hitzig als Negativum gebrandmarkt, sind dennoch die jahrzehntelang reproduzierten Klischees über die Jeckes nach wie vor virulent, selbst, wie ich in vielen Gesprächen bemerkte, in akademischen Kreisen. So ist es Ziel des vorliegenden Bandes, diese sowohl in der Forschung als auch im kollektiven Gedächtnis nach wie vor sehr starren Vorurteile aufzubrechen, mindestens ihren Automatismus zu diskutieren. Dabei soll kein eindeutiges Gegennarrativ entworfen werden. Im Gegenteil geht es darum, die Heterogenität der Kontexte und Befunde herauszustellen, die dem monolithischen Stereotyp widersprechen. Der Band bringt daher eine Vielheit an Beispielen und erhebt keinen Anspruch auf Repräsentativität. Der Begriff ,Jeckes', da heute auch durchaus positiv besetzt, wird als praktisches Synonym für Migranten aus Deutschland und Zentraleuropa im damaligen Mandatsgebiet Palästina und in Israel benutzt. Manche verstehen unter den Jeckes nur eng gefasster die deutschen Einwanderer. Tatsächlich schloss Zentraleuropa heterogene geografisch-kulturelle Erfahrungen ein, hatte jedoch durch die gemeinsame Sprache ein stark einigendes Moment. Wichtig scheint mir, die Kontexte der Herkunft und Sozialisation im individuellen Fall genau zu benennen. Mit ähnlicher Ambivalenz sahen diese Zugehörigkeiten viele der Migranten selbst, was die Organisationsstruktur der ehemaligen Österreicher, Tschechen und Bewohner der Bukowina innerhalb der Vereinigung der zentraleuropäischen Einwanderer abbildete: Einerseits organisierten sie sich hier, andererseits bildeten sie auch eigene Untergruppen.⁵

Kollektive Gedächtnisse und Forschungsansätze zu deutschen und zentraleuropäischen Juden in Palästina und Israel

Im kollektiven Gedächtnis Israels dominieren zwei Narrative, wenn es um die Geschichte der jüdischen Einwanderer aus Deutschland und Zentraleuropa nach Palästina in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geht. Das eine Narrativ artikuliert, dass diese Einwanderer sich nur begrenzt in die bereits bestehende jüdische Gesellschaft des damaligen Palästina (des Jischuw) ,integriert' hätten, etwa stark in ihren eigenen Milieus geblieben wären und weiterhin vor allem Deutsch gesprochen

5 Die Vereinigung der Einwanderer aus Zentraleuropa (Irgun Olei Merkas Europa, IOME), dessen Beschäftigungsfeld soziale Hilfsleistungen, Arbeitsvermittlungen, Kurse für berufliche Bildung, Sprache und Kulturarbeit sowie das Beschaffen von Einwandererzertifikaten umfasste, hatte um 1944 mehr als 10.000 Mitglieder und damit einen großen Teil der erwachsenen Einwandererinnen und Einwanderer organisiert. Für eine gute Übersicht über den IOME zu Anfang der 1940er Jahre siehe Irgun Olei Merkas Europa 1943–1944. In: *MB*, 15.06.1945, S. 5; Tagung der österreichischen Vertreter im Irgun Olei Merkas Europa. In: *Mitteilungsblatt (MB)*, 21.05.1943; Irgun Olei Austria. In: *MB*, 25.06.1943, S. 8; Soziale Einordnung und Schichtung der tschechoslowakischen Alija. In: *MB*, 30.04.1943, S. 8; J. Lamm: Der Weg der österreichischen Alija. In: *MB*, 21.01.1944, S. 5; Chug Olei Bukowina. In: *MB*, 18.04.1945. Für überflüssig halten die Debatte um die geografischen Grenzen der Jeckes-Gemeinschaft Moshe Zimmermann / Yotam Hotam: Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): *Zweimal Heimat. Die Jeckes zwischen Mitteleuropa und Nabost*. Frankfurt am Main: beerenverlag 2005, S. 10–13, hier S. 13.

Man konnte sich in Haifa also ein wenig wie im Urlaub fühlen – oder in einer Illusion davon? Und andererseits, da die arabischen und die jüdischen Wohnbezirke stark voneinander getrennt lagen, war Haifa als Wohnort auch nicht zu ‚exotisch‘ und ‚orientalisch‘, der ‚Orient‘ fern,⁸⁹ wie Tergit schrieb. Fern damit auch von dem gefürchteten Ort der sprichwörtlichen Wüste und Zivilisationslosigkeit? Und Europa nah? Zweifellos hatte Haifa als Hafenstadt den Nimbus des Kosmopolitischen, des Internationalen, des Offenen, war vielleicht die europäischste Stadt Palästinas, jedenfalls das Tor zu Europa – und wenn nur in der eigenen Vorstellung. Europa – aber Zentraleuropa, nicht Osteuropa. In Haifa, so die Einschätzung Tergits, gab es „keine Ghettoreste“⁹⁰.

Wie sehr trug die Juden aus Deutschland und Zentraleuropa die Hoffnung, in Haifa mehr von bürgerlichem Liberalismus und weniger ein Stück des mythologischen Schtetl vorzufinden? Und welche Rolle spielte es für sie, dass Haifa eine jüdisch-arabische Stadt war, um deren Jüdischsein, wie die Autoren der *Jüdischen Rundschau* betonten, erst gekämpft werden müsse?⁹¹ Doch stellte sich dies aus Sicht vieler Migrant*innen aus Deutschland und Zentraleuropa nicht ganz anders dar, nämlich in Palästina nun eigentlich weniger um Jüdischsein, sondern vor allem um das Deutsche, das Leben zumindest auch im deutschen Kulturkreis kämpfen zu müssen? Bei der Wahl Haifas konnten die Motivation des deutschen Kontextes jedoch nur jene haben, die schon wussten, dass Haifa mehr und mehr zu einer ‚Stadt der Jeckes‘ wurde. Dann aber gewann dies vielleicht an Bedeutung, zusammen mit der Hoffnung, in Haifa das gediegen Bürgerliche fortsetzen zu können, ein „Heidelberg“ auch in Haifa leben zu können – und dennoch dieses mit vielem anderen zu verbinden, wie zu sehen sein wird...

Zum Aufbau des Bandes

Beim vorliegenden Band handelt sich um ein internationales, insbesondere israelisch-deutsches Gemeinschaftsprojekt: die Autorinnen und Autoren leben und arbeiten in Deutschland und Israel, aber auch in Österreich, der Schweiz, Großbritannien, Frankreich und den USA. Die Bitte an die Autorinnen und Autoren bestand darin, nicht im Sinne der klassischen ‚Beitragsgeschichte‘ zu schreiben, sondern andere Zugänge zu finden. Dabei entspricht es dem Konzept eines facettenreichen Mosaiks, mit dem Band weder Repräsentativität noch Vollständigkeit anzustreben – und so ist mit Bedacht von „Beispielen aus Haifa“ die Rede, nicht davon, dass „am Beispiel Haifas“ die Geschichte der Jeckes geschrieben wird. Statt einer abgeschlossenen Synthese hat der Band eine Momentaufnahme im Sinn, intendiert einen Ausschnitt aus

89 Tergit: *Im Schnellzug nach Haifa*, S. 69.

90 Ebd., S. 68–69.

91 Vgl. C. Z. K.: Der Silberne Bogen. Jüdisches Land an der Haifa Bay. Nach einem Interview mit Dr. A. Granovsky, Jerusalem. In: *Jüdische Rundschau*, Palästina-Beilage, 07.09.1934.

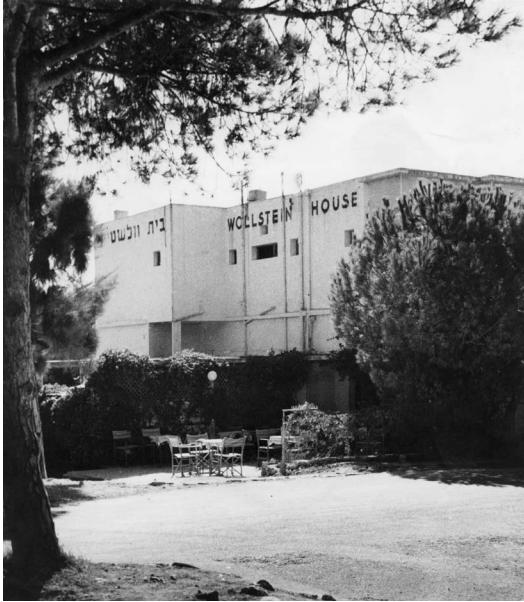


Abb. 6
Die jekische Pension Wollstein
auf dem Karmel.

aktuellen Forschungstendenzen, versammelt Zusammenfassungen des Forschungsstandes, möchte aber auch zum Aufstoßen neuer Türen beitragen.⁹² Zeitlich liegt der Fokus des Bandes auf den 1930er, 1940er und 1950er Jahren, geht also stark von den Migrantinnen und Migranten der Fünften Alija ab 1933 aus, mit einigen Beispielen, die noch in die Zeit davor zurückreichen. Doch sind ohnehin die zeitlichen Übergänge fließend und es werden Lebenswege und Institutionen zum Teil auch in späteren Jahren verfolgt und Fäden ins Heute gesponnen. Der Band versucht einen eher ungewöhnlichen Spagat zwischen akademischen Texten und intensiver Illustration. Die Bilder des Bandes haben ihre eigene Aussagekraft, sie stammen zum größten Teil aus Privatbesitz und werden zum ersten Mal veröffentlicht. Zumeist nicht von professionellen Fotografen aufgenommen, haben sich bei vielen von ihnen Staub und Kratzer als Signaturen der Zeit eingegraben. Sie wurden daher, sofern ihre Qualität nichts anderes erlaubte, in ihren ursprünglichen kleinen Formaten belassen.

Der erste Abschnitt des Bandes versammelt erste Annäherungen an die Stadt und deren Verbindung zu den Jekes. Nach dem Bildteil „Stadtansichten“ beschäftigt sich

92 Bei der Zusammenstellung des Bandes fielen einige Forschungsdesiderate besonders auf. So fehlt beispielsweise eine umfassende Untersuchung über den Irgun Olei Merkaz Europa, aber auch die Aktivitäten der Einwanderer aus Deutschland und Zentraleuropa im Bereich der Industrie wurden nur unzureichend erforscht. Ebenso gibt es kaum komparative Ansätze, die die Migrationsprozesse der Jekes mit denen in andere Länder vergleichen.

Joachim Schlörs Artikel als Auftakt des Bandes mit der Stadt Haifa und ihrer Rolle im zionistischen Narrativ als zentraler Ort der Ankunft – und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Der Artikel ordnet mithilfe von Ansätzen der Reise- und Migrationsforschung dieses zionistische Narrativ in einen größeren Kontext von Aufbrüchen und Abschieden, von Migration und Reisen als kultureller Praxis ein. Haifa, so wird gezeigt, ist sehr individuell konnotiert, verbunden mit Hoffungen, aber auch Enttäuschungen, als Stadt der Unsicherheit und des Fremdseins – und als „Hotel Europa“ ein Speicher europäischer Erinnerungen. *Ines Sonder* schreibt dann von dem Traum der seit Herzl imaginierten „Stadt der Zukunft“, was in architektonischer und städtebaulicher Hinsicht in Planungen von Haifa als Gartenstadt mündete, woran jüdische Migranten aus Deutschland und Zentraleuropa stark beteiligt waren; sie prägten maßgeblich die Topografie des modernen Haifa in den 1920er und 1930er Jahren.

Der zweite Abschnitt geht „Akkulturationen, Kulturtransfers, Kulturkämpfen“ nach, in verschiedenen Bereichen und unter verschiedenen Blickwinkeln. *Ita Heinze-Greenberg* analysiert am Beispiel des Architekten Alexander Baerwald und seiner Bauten die kulturellen Transfers und Mischungen zwischen Palästina, Preußen und Zentraleuropa – oder auch die Dreiecksgeschichte Deutschland-Judentum-Palästina. Eines der berühmtesten Bauten Alexander Baerwalds ist das Gebäude des Technion. Dieser Institution widmet sich der Beitrag von *Christiane Reves*, die darlegt, dass das Technion zum Teil, aber weniger als oft angenommen, als eine ‚deutsche‘ Institution bezeichnet werden kann. Reves untersucht dafür zwei Aspekte: zum einen die bei der Gründung und in der Anfangszeit beteiligten transnationalen Kräfte, zum anderen den im öffentlichen Gedächtnis sehr präsenten Transfer von deutscher Wissenskultur ans Technion, wobei sie dafür Professor Max Kurrein in den Fokus nimmt. Deutsch-zentraleuropäische Institutionen in Haifa – und Orte des ‚Kulturkampfes‘ – erforscht auch *Christian Kraft*. Sein Artikel betrachtet Versuche seitens zentraleuropäischer Migranten, religiöse Institutionen zu schaffen. Kraft betrachtet deren Geschichte von den 1930er Jahren bis ins Heute hinein. Im Blickpunkt stehen eine liberale Gemeinde – die Keimzelle des heutigen, landesweit bekannten Leo-Baeck-Erziehungszentrums – und eine orthodoxe Gemeinde in Haifa. Krafts Artikel untersucht die Netzwerke der Gemeinden, welche weltanschaulich-religiösen Grundlagen und welche Riten diese jeweils aus Deutschland transferierten, inwieweit sie sich nur aus dem jeckischen Milieu rekrutierten oder auch außerhalb dessen interessant wurden. Ferner wird gefragt, inwiefern sie sich in den Strukturen des Jischuw und später des Staates Israel behaupteten – oder auch nicht. Um Bestrebungen seitens deutscher und zentraleuropäischer Juden, die Gestaltung von Stadt, Gesellschaft und Staat zu beeinflussen, geht es im Beitrag von *Anja Siegemund*. Hinterfragt wird das Narrativ der ‚unpolitischen‘ Jeckes, demzufolge diese auch im Bereich der Politik zu viel europäische, für den Orient unangemessene und blauäugige Vorstellungen nach Palästina transferierten. Beispielhaft wird die Partei zentraleuropäischer

Migranten, Alija Chadascha, und ihre Haifaer Sektion analysiert, die Zionismus, sozialen Liberalismus, politischen Moderatismus in Bezug auf die ‚Arabische Frage‘ und die Forderung nach ‚deutscher Effizienz‘ und administrativer Transparenz in einer höchst herausfordernden Bindestrichidentität vereinte; sie konnte sich daher seit 1942 auch nur einige Jahre in der politischen Landschaft des Jischuw halten und repräsentierte eine Übergangsgeneration. Untersucht wird aus verschiedenen Blickwinkeln: vom Selbstverständnis der Partei, ihren Bemühungen um die Stärkung des eigenen Milieus bis hin zu ihren spezifischen politischen Vorstellungen und Taktiken. Die Antithese zu der oft kolportierten Behauptung, die deutschen Juden seien im Wesentlichen keine Zionisten gewesen, formuliert auch *Ofer Ashkenazi*. In seinem Artikel geht es um Identitätspolitik im Bereich des Sports; untersucht werden die Formierung und Formulierung von Identitäten durch den Aufbau einer ‚nationalen‘ Sportkultur seitens deutschsprachiger Einwanderer in Haifa. Dabei werden insbesondere die vielfältigen Aktivitäten zentraleuropäischer Zionisten sowohl vor als auch nach der ‚Wasserscheide‘ 1933 in den Blick genommen.

Über den Berufsstand der Ärzte schreibt *Andrea Livnat*. Ärzte und Ärztinnen erscheinen – nicht ganz zu Unrecht – als Proto-Repräsentanten der stark mittelständisch geprägten deutschen Alija, sie waren gleichzeitig auch die promovierten jeckischen Akademiker *par excellence*, über die nicht wenige Spottwitze kursierten. Der Artikel greift dabei sowohl das Narrativ des Beitrags als auch jenes der Integration auf: Als legendär gilt, wie groß die Schwierigkeiten für die jeckischen Akademiker waren, sich in die Gesellschaft des Jischuw zu integrieren und einzufinden; unangezweifelt ist aber auch der große Beitrag gerade der jeckischen Ärzte zum Gesundheitswesen. Livnat schlägt einen Perspektivenwechsel vor: Statt ‚Integration‘ als Maßstab zu nehmen, beschreibt sie die Lebenswege deutsch-jüdischer Ärzte in Palästina, um zu zeigen, was es auf biografischer Ebene bedeutete, dass jeckische Ärzte zu den Pionieren der modernen Medizin in Palästina und Israel gehörten. Gleichzeitig hatten viele, durch die hohe Zahl an eingewanderten Ärzten, große Schwierigkeiten damit, ihren Beruf weiter ausüben zu können.⁹³ Dabei wird auch klar, wieviel mehr im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen die Ärztinnen beruflich zurückstecken mussten. Dass Livnat für ihren Artikel kaum dokumentierte Beispiele von Ärztinnen fand, die in Haifa weiter praktizieren konnten, ist daher kein Zufall, sondern entspricht dem Forschungsbefund für deutsche Ärztinnen in der Migration. Sie, die zu den gut ausgebildeten und nach beruflicher Verwirklichung strebenden ‚Neuen Frauen‘ der Weimarer Republik gehört hatten,⁹⁴ fanden in ihren Migrationsländern

93 Größeren Erfolg damit, weiter praktizieren zu können, hatten beispielsweise Ärzte, die in die USA migrierten, wo ein relativer Ärztemangel herrschte, siehe Appellius: „Die schönste Stadt der Welt“, S. 229–231.

94 Harriet Pass Freidenreich: Die jüdische „Neue Frau“ im frühen 20. Jahrhundert. In: Kirsten Heinsohn/Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein 2006, S. 123–132.

Situationen vor, die für ihr Fortkommen höchst hinderlich waren: sei es in Form der Erwartung, sich um häusliche Arbeiten zu kümmern, sei es in Form der Notwendigkeit oder des eigenen Selbstverständnisses, zum Familieneinkommen ohne Rücksicht auf die Art der Tätigkeit beitragen zu müssen, sei es schließlich in Form von Vorbehalten gegenüber Frauen als Ärztinnen.⁹⁵ Auch *Viola Rautenberg-Allianovs* Artikel stützt die These der Marginalisierung von Frauen im Migrationsprozess. Ihr Artikel zeigt den Alltag deutsch-jüdischer Hausfrauen, die in Palästina mühsame Anpassungsleistungen in der Praxis der Hausarbeit zu vollbringen hatten, zusätzlich und oft erstmals zum Familieneinkommen durch den Aufbau von Mittagstischen, Vermietungen oder Lohnarbeit beitrugen. Zu diesen diversen Mehrfachbelastungen kam die ideologische Aufreibung im Spannungsfeld miteinander konkurrierender Ansprüche: des zionistischen Wertekodexes einerseits, des bürgerlichen Selbstverständnisses und des Bedürfnisses nach Bewahrung andererseits. Die traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern wurde im palästinischen Kontext zwar erheblich erschüttert, blieb insgesamt aber bestehen, so dass an die Frauen nach wie vor das Postulat herangetragen war, ein behagliches Heim zu schaffen.

Hugo Herrmann konstatierte 1935 in seinem Palästina-Reiseführer, wie schwer es den deutschen Juden falle, sich das Hebräische anzueignen, doch andererseits, „daß sie sich die allergrößte Mühe darum geben“⁹⁶. Später dominierte die Rede, dass die Jeckes Hebräisch kaum lernten. Den so viel zitierten Stereotypen und Mythen, die sich um die sprachlichen und kulturellen Vorlieben und Praktiken der Jeckes ranken, geht *Anne Betten* nach und stellt sie in den Kontext von Identitätsfindung und Akkulturation. Betten stützt sich dabei auf den reichen Schatz an Interviews, die im Rahmen von ihr geleiteter Projekte seit Ende der 1980er Jahre entstanden sind. Zwar ergäben sich im Kollektiv, so Bettens Resümee, viele Bestätigungen des generellen Gesamteindrucks von den deutschen und zentraleuropäischen Einwanderern der 1930er Jahre. Ihre Analysen einzelner und durchaus sehr differierender Sprachbiografien innerhalb verschiedener Generationen, aufbauend auf der retrospektiven Eigenwahrnehmung der Interviewten, fügen Aspekte und Perspektivierungen hinzu, die ein komplexeres Bild zeichnen und eine gewisse Korrektur der Stereotypisierungen erlauben. (Gescheiterten) Versuchen von deutschsprachigen Theaterleuten, sich in der Theaterszene des Landes zu etablieren, widmet sich *Thomas Lewy*. Bemerkenswert war bei dem Hebräischen Theater Haifa nicht nur, dass es Hebräisch als Aufführungssprache wählte, sondern auch der Ansatz, nicht so sehr deutsche/zentraleuropäische Theaterkultur in Palästina etablieren zu wollen, als vielmehr die im Jischuw dominierende osteuropäische und neuhebräische Tradition mit Zentraleuropa zu verbinden. Demgegenüber brachte das Kabarett Arche Noah zentraleuropäisches Kabarett

95 Vgl. Atina Grossmann: ‚Neue Frauen‘ im Exil. Deutsche Ärztinnen und die Emigration. In: Ebd., S. 133–156.

96 Hugo Herrmann: *Palästina heute. Licht und Schatten*. Tel Aviv: Hamt Arah 1935, S. 172.

im Berliner und Wiener Stil nach Haifa, setzte also in der Form der Darstellung auf eine zentraleuropäische Tradition auf, kombinierte diese aber mit Themen des Jischuw und selbstironischer Jeckes-Parodie. Der Abschnitt schließt mit seit 1934 in Haifa aufgenommenen *Bildern zu Alltag, Festen, Leben. Aus dem Album von Ina Dimon*.

Texte mit biografischen Zugängen zu Menschen, Familien und Generationen versammelt der dritte Abschnitt. *Ruthi Ofek* schreibt über den Grafikkünstler, orthodoxen Juden und frühen Zionisten Hermann Struck und sein Leben in der Stadt Haifa, die er schon 1922, mehr als zehn Jahre vor Beginn der Einwanderungswelle aus Deutschland, zum Wohnsitz nahm. Ofeks Artikel fragt danach, wieso es Hermann Struck gerade nach Haifa zog, was seine Lebenswelten dort ausmachte, wie sein Haus zum Mittelpunkt seines vielfältigen Wirkens als prominenter Künstler, Gastgeber für illustre Gäste, als Philantrop und gesellschaftlich engagierter Mensch wurde, der gleichzeitig der korrekt gekleidete, bürgerliche ‚Jecke‘ war. Ebenfalls lange vor der Fünften Alija wanderte Joseph Loewy in Palästina ein. *Yossi Ben-Artzi* widmet sich dem Ingenieur und Unternehmer, der diverse Großprojekte wie etwa die Besiedlung der Bucht nördlich von Haifa initiierte – und Ideen sowie Know-how dafür unter anderem aus Berlin mitbrachte. Während die Perspektive Ben-Artzis die klassisch zionistische ist – welchen Beitrag Loewy für den Aufbau von Land und Staat geleistet habe – ‚bürstet‘ er damit aber gleichzeitig die bisherige zionistische Geschichtsschreibung gegen den Strich, die Loewy als vermeintlichen ‚Spekulanten‘ kaum oder eher in negativer Hinsicht erwähnte. Sie verkannte, so Ben-Artzi, dass Loewy Zionist war und in all seinen Unternehmungen zionistisch motiviert handelte. Nicht nur die genossenschaftlich-kooperative, sondern auch die privatwirtschaftliche Investition wie jene Loewys, so Ben-Artzis Fazit, wirkte für das zionistische Projekt. Einen ‚anderen Zionismus‘ vertrat Nadja Stein, so die Autorin *Malgorzata A. Maksymiak*, die über die Zionistin, Feministin, Pazifistin und Sozialistin und die in ihrer Person verdichteten Ambivalenzen schreibt. Stein nahm mit ihrer politischen und ihrer persönlichen Kombination gegenüber dem Mainstream des Jischuw eine gesellschaftliche Randposition ein. Als Sozialarbeiterin brachte sie zentraleuropäische Reformansätze inklusive dem Blick auf die Ränder der Gesellschaft mit – war zentraleuropäisch aber auch in dem Verständnis geprägt, dass sie im jungen Staat Israel ein auf der westlicheuropäischen Kultur basierendes Land aufzubauen hoffte und ihr zivilgesellschaftliches Engagement vor allem entsprechenden Bevölkerungssteilen galt.

Caroline Jessens Artikel untersucht den Lebensentwurf des Schriftstellers und Intellektuellen Josef Kastein, der in den frühen 1930er Jahren populäre historiografisch-literarische Werke mit zionistischem Impetus verfasste. Kasteins Bestseller handeln von individueller und kultureller „Selbstbejahung“, von der „Erneuerung des Judentums“; sie postulierten in einer historischen Krisensituation die Neukonstituierung jüdischer Gemeinschaft. Die damit verbundene Vermengung von Historiografie und

Dichtung war ebenso zeittypisch wie das kulturkritische, auf die Lebensphilosophie eingestimmte Vokabular. An seine Erfolge vermochte Kastein nach seiner Übersiedlung nach Haifa im Jahr 1935 nicht anzuknüpfen. Kastein ist heute annähernd vergessen, ungleich seinem berühmten Nachbarn in Haifa, Arnold Zweig, dessen Erfahrungen jenen Kasteins nicht unähnlich waren: Beider Schreiben war stark von der deutschen Literaturtradition geprägt, beide lebten in Haifa in relativer Isolation. Für beide erwies sich der in Palästina gelebte Zionismus als Enttäuschung, die imaginierte Heimat als neues Exil. Nicht viel bekannter als Kastein ist heute der Schriftsteller Paul Mühsam, über den *Gernot Wolfram* schreibt. Zur Zeit seiner Emigration von Görlitz nach Haifa 57 Jahre alt, gehörte Mühsam zu jener Generation, der es am schwersten fiel, sich an dem neuen Ort zurechtzufinden. Nur zum Teil spielte hier eine Rolle, dass Mühsam, zuvor im Brotberuf Rechtsanwalt, sich ökonomisch nun mit einem Logierhaus, danach u. a. einem Kleinstladen über Wasser halten musste. Zionist war er nie gewesen und zeitlebens emotional und literarisch eng gebunden an seine früheren – deutschen – Bild- und Sehnsuchtswelten, so sehr er auch als Staatsbürger in Israel ankam und keine Rückkehrwünsche hegte. Auf Paul Mühsam trifft wortwörtlich zu, was mit ,Entwurzelung' gemeint ist, ein Wort, das im Allgemeinen Gefahr läuft, leichthin gebraucht und damit fast phrasenhaft und flach zu sein. Mühsam, Dichter metaphysischer Schriften und Lyrik, schrieb nicht nur auf Deutsch, er ,lebte' Deutsch sprachlich und kulturell – und kam ins Hebräische nicht mehr hinein. In Palästina hineingeworfen in die Sprachlosigkeit, begann er dennoch wieder auf Deutsch zu schreiben, verfasste Erinnerungen und andere Texte, die er allesamt nur in primitiver, hektografierter Form veröffentlichte – freilich, ohne wirklich Leser zu finden, nicht in Israel und nicht in Deutschland. Die auf Deutsch herausgegebene Auswahl seiner autobiografischen Aufzeichnungen ist ins Hebräische nur seitens seiner Familie, für den Privatgebrauch, übersetzt worden.

In der retrospektiven Betrachtung werden ,Jeckes', so scheint es, meist mit der älteren Generation identifiziert, und wenig wird reflektiert, dass die jüngeren Migrantinnen und Migranten ganz andere Erfahrungshorizonte hatten. Explizit jener Generation widmen sich zwei Artikel – und bestärken damit die Komplexität des Bildes der Jeckes, wider die stereotypen Klassifizierungen. Über intergenerationelle Konflikte um Werte und Normen schreibt *Dorit Yosef*: zwischen einer Mutter und ihren Töchtern, und gleichzeitig zwischen deutsch-jüdischem Bürgertum und kollektivistischem Sozialismus. Yosef spricht von einer kulturellen Begegnung, denn die Mutter Hertha Wolff kannte durch den Dialog mit den Töchtern – so sehr sie mit ihnen stritt – die kollektivistisch-sozialistische Kultur, die einen großen Teil des Jischuw dominierte. Und letztendlich stärkten das Gefühl der Verbundenheit mit Israel, das sich als ,sicherer Hafen' bewährt hatte, und der durchlebte Kampf um die Staatsgründung die Beziehung zwischen Mutter und Töchtern, wenngleich Fragen um die Hierarchie zwischen Mann und Frau, die Rolle der Familie, bürgerlichen Habitus, der jüdischen Tradition und des Kollektiveigentums trennend blieben. Auch *Patrick*

Farges' Artikel besitzt einen generationellen sowie einen Gender-Ansatz. Der Autor untersucht die „Generation Palmach“, also jene zwischen 1905 und 1925 geborenen jungen Männer, die nach europäischer Sozialisation in den 1930er, 1940er und 1950er Jahren in Palästina/Israel einen besonders prägenden Lebensabschnitt erlebten. *Farges'* Artikel versteht sich dabei auch als Teil einer Gegengeschichte zu den männlich konnotierten Beitragsgeschichten, die oft das Wirken ‚großer Männer‘ im Blickpunkt haben. Seine ‚Männlichkeitsgeschichte von unten‘ fokussiert gerade auf jene unbekannteren jekischen jungen Männer und verfolgt deren Erfahrungen, wie sie anhand von lebensgeschichtlichen narrativen Quellen rekonstruiert werden können. Der Artikel fragt beispielsweise danach, was es bedeutete, sich im Kontext des antisemitischen Europa und in der Post-Migration zu behaupten und sich beruflich-sozial sowie (para)militärisch als ‚Neuer Jude‘ ins Wertesystem des Jischuw und Israels einzugliedern.

Intergenerationelle Texte waren auch die Erinnerungen und die Familiengeschichte, die Ester Rabin ab den 1960er Jahren auf Deutsch für ihre Kinder aufschrieb. Rabin ging es u. a. darum, Kontinuität zum Leben in Israel und Identifizierungsmöglichkeiten anzubieten und gleichzeitig eine Brücke zur Kultur des deutschen Judentums zu bauen. *Fabian Hennig* schreibt über das Vermitteln und Aushandeln der zionistischen Akademikerin mit Doktorgrad, die einen Spagat zwischen verschiedenen Elementen schaffte: Sie war in sehr heterogenen feministischen Organisationen aktiv, religiös-orthodox und im Misrachi organisiert, publizierte in den 1930ern über Judentum, Tradition und Familie sowie über Sexualität. Seit 1935 in Haifa, schrieb sie weitgehend auf Hebräisch, gehörte aber ebenso dem Verband der deutschsprachigen Schriftsteller Israels an.

Die *Familienbilder*, die das Kapitel abschließen, zeigen verschiedene Generationen der Einwanderer aus Deutschland und Zentraleuropa. In vielen Fällen bestehen unsichtbare Lücken auf den in Palästina und Israel aufgenommenen Bildern. Sie bilden eine Dimension des Lebens der Migranten, die lange Schatten wirft und im Kontext der Geschichte der ‚Jekkes‘ zu wenig beachtet bleibt: Viele mussten ihre nächsten Familienangehörigen in Europa zurücklassen, wo sie der Verfolgung und Shoah ausgesetzt waren. Dies manifestierte sich im täglichen Leben der Einwanderer als permanent größte Sorge, ein stetiges Bemühen um Hilfe, um Einwanderungszertifikate, und oft schließlich als furchtbare Erkenntnis um ein grausiges Schicksal.

Der Artikel über Ester Rabin und die Familienbilder blicken auf Menschen, Familien und Generationen bereits durch das Prisma von Erinnerungen und leiten zum nächsten Abschnitt über. Diesen, „Gedächtnisse, Tradierungen, Hinterlassenschaften“ betitelt, eröffnet *Linde Apel* mit einem Text über die Migrationserfahrungen von Frauen, die als Mädchen oder junge Frauen nach Palästina und Haifa einwanderten. In ihren Erinnerungserzählungen blicken sie auf die eigene Biografie, auf Auswanderung, Ankommen und Sich-Einfinden, den Anpassungsdruck, der auf ihrer Generation besonders lastete, und nicht zuletzt auf das Verhältnis zur alten

Heimat in Zentraleuropa und zur jetzigen Heimat Israel. Der Rückblick vom hohen Alter auf die frühe Jugend geschieht oft mit Wehmut, manchmal Bedauern, ist mit Verklärung und Stolz behaftet – Elemente, die auch hier nicht fehlen. Dass Linde Apels Gesprächspartnerinnen zumeist das Interesse an ihnen nicht so recht einordnen konnten, erstmalig ein Interview gaben und ihre Lebensgeschichte erzählten, sagt etwas über die insbesondere für Frauen charakteristische Perspektive, „nichts Besonderes erlebt zu haben“, und lässt gleichzeitig Rückschlüsse auf die öffentliche Geschichtskultur in Israel zu: In einer Gesellschaft mit vielen Überlebenden aus verschiedenen Kulturen sind die Jeckes nur am Rande im historischen Narrativ und öffentlichen Gedenken präsent. An ihren Erinnerungen nehmen weitgehend nur ihr eigener Kreis und ihre Familien teil. Demgegenüber steht das ausgeprägte Interesse an den Jeckes seitens mancher deutscher Forscherinnen und Forscher. Es zeigt, welche Bedeutung zumindest diese Generationen der deutschen Gesellschaft der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung beimessen. Mit Deutschland hat *Herbert Bettelheim*, geboren 1921 in Wien, seit den 1970er Jahren als administrativer Direktor des Leo-Baeck-Erziehungszentrums in Haifa viele Kontakte initiiert und getragen – hingegen nicht mit seinem Ursprungsland Österreich. Aus seiner Biografie, über sein und seiner Eltern Ankommen in Haifa und über israelische Identität hat er Anja Siegemund erzählt; daraus ist ein Beitrag mit Text- und Bildteil entstanden.

„Beheimatungsprozesse“ von Jeckes hat *Katharina Hoba* in ihrer Dissertation untersucht. Für den vorliegenden Band nimmt sie diese anhand eines außergewöhnlichen „Heimatobjekts“ in den Blick: das sogenannte Beethovenfenster, das aus Österreich nach Haifa verbracht wurde. Angeknüpft wird hier an den relativ neuen Forschungsansatz, „Dinge des Exils“ als Bedeutungs- und Erinnerungsträger, als Bruchstücke früherer Lebenswelten zu untersuchen. Hier unterscheiden sich, so Hoba, Großeltern- und Enkelgeneration. Den häufig unterdrückten Sehnsüchten der ersten Generation, mit ihrem nicht aufzulösenden Widerspruch zwischen der alten zentraleuropäischen Heimat und dem neuen Heimatgefühl, stehen die Enkelkinder mit einem anderen Umgang mit Europabildern gegenüber. Als Heimatobjekte bzw. „Heimatcontainer“ sehen die Autoren des folgenden Artikels, *Friedrich von Borries* und *Jens-Uwe Fischer*, die Kupferhäuser, industriell hergestellte Fertighäuser, die zu Beginn der 1930er Jahre vom brandenburgischen Messingwerk bei Berlin nach Haifa gebracht wurden und dort zum Teil heute noch stehen. Die Gedächtnisse in Bezug auf die Kupferhäuser und ihre Symbolik sagen in ihrer Heterogenität viel über die Befindlichkeit, vielleicht Sehnsüchte und Wünsche oder auch Gefühle jener Personen, die sich mit den Häusern auseinandersetzen, aus. So nennen die Autoren sie „in Kisten verpackte Heimat“, die zugleich aber auch die Vielschichtigkeit und Brüchigkeit des Begriffs Heimat widerspiegeln. Die heutigen Erben haben unterschiedliche Perspektiven auf ihre Kupferhäuser: Für den einen ist das Haus der Stolz seines Besitzers, verkörpert eine Tradition und die deutschen Wurzeln der Familie, für den andern hat sein Haus „nichts mit Heimat zu tun“.

Auch Literatur ist Träger von Gedächtnissen und Tradierungen. Die Jeckes wurden in verschiedenen Werken literarisch verewigt, so etwa in Joseph Agnons Roman *Schira*, aber auch in Schriften deutschsprachiger Autorinnen und Autoren in Israel. Einen nahezu unbekanntem Roman, der die Erfahrungen zentraleuropäischer Einwanderer in Haifa literarisiert und zum zionistischen Narrativ von der Rückkehr in die Heimat in Beziehung setzt, hat *Sebastian Schirrmeister* ausgegraben. Dieser Debütroman von Alice Schwarz-Gardos, der Grande Dame der deutschsprachigen Literatur Israels, veranlasst ihn zu dem Plädoyer, die dominierenden Forschungsprämissen über die deutschsprachige Literatur Israels grundsätzlich zu überdenken und zu prüfen, inwiefern es sich um Konstruktionen handelt: nämlich die vermeintliche Homogenität der Gruppe deutschsprachiger Literaten in Israel und die klare Trennung zwischen der deutsch- und der hebräischsprachigen israelischen Literatur. Schirrmeisters Analyse bringt erstaunliche Befunde – und die erwähnten Prämissen tatsächlich ins Wanken. Denn die Grenzen zwischen beiden Literaturen, so weist seine Analyse nach, konnten auch durchlässig sein, ihre Sujets und literarische Bearbeitungen sich einander durchaus ähneln, was eine gemeinsame Lektüre der deutsch- und hebräischsprachigen Texte nahelegt.⁹⁷ Träger von Gedächtnissen und Erinnerungen sind zudem die Bücher, die sich in Haifa wie an anderen Orten Israels, in Antiquariaten und Bibliotheken, aber auch neben Altpapier-Containern finden – Spuren einer in Europa zerstörten deutsch-jüdischen Bücherwelt. In den heute verblassten und oft verschlissenen Büchern scheint sich geradezu die Signatur eines deutschen Judentums abzuzeichnen, das sich nach 1933 nach Palästina retten konnte. *Caroline Jessen* skizziert die nach Haifa migrierte, deutsche und deutsch-jüdische Buch- und Lesekultur in ihren gegenständlichen und intellektuellen Konturen, fragt nach ihrer Integration in das kulturelle Leben des Jischuw und nach der kulturellen Erinnerung an die Einwanderung und Flucht deutscher Juden nach Palästina. Die ‚migrierten‘ Bücher erscheinen als symbolische Gegenstände oder ein ‚Erbe‘: Sie sind der Abgesang auf eine deutsch-jüdische Kultur, die sich in ihrem mediterranen, als ‚orientalisch‘ oder ‚osteuropäisch‘ geprägt empfundenen Umfeld nicht ganz aufgab. Auch *Anja Siegemund* stellt zum Schluss noch einige Reflexionen über das heute in Israel immer wieder zitierte „Erbe“ der Jeckes an. Worin wird dies von verschiedener Seite festgemacht? Und, damit verbunden, sind die Erblasser eigentlich auch in Palästina und Israel deutsche Jüdinnen und Juden geblieben?

97 Samuel Joseph Agnon: *Schira*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1998. Siehe beispielsweise folgende literarische Verarbeitungen mit Haifa als Schauplatz: Josef Stern: *Des Glaubens und der Liebe Preis*. Berlin: AT Edition 2008; Gabriel Zoran: *Gideons Welt*. München: Omnibus 2001.